

»... nicht mehr männlich und weiblich« – Ekklesiologie und Geschlecht in ökumenischem Horizont

Vortrag am Freitag, 8. Juni, im Offenbachsaal, Congress-Centrum Ost

PROF. DR. HEIKE WALZ, SYSTEMATISCHE THEOLOGIN,
BUENOS AIRES/ARGENTINIEN

1. Blicke ins ökumenische Kaleidoskop

Haben Sie schon einmal ein Kaleidoskop ins Licht gehalten? Je nach Typ sind Blumen, Muster und Bilder in allen möglichen Farben zu entdecken, die sich immer wieder verändern. Die Muster entstehen meist durch bunte Glasplättchen, die vor einem Spiegelprisma fortwährend in neue Positionen fallen. Jedes Bild ist einzigartig. Frei übersetzt bedeutet Kaleidoskop »Schönbildseher«.

Drehe ich am Rohr des Kaleidoskops, entstehen erneut neue Bilder. Faszinierend.

Das Kaleidoskop ist für mich eine Metapher für den Aufbruch, vielfältige Perspektiven in den Blick zu nehmen. Wir befinden uns in einem neuen Zeitalter. Die Realität ist sehr komplex.

Sie erfordert vielseitige Blickwinkel und Deutungsmuster. Monolithische, einseitige Interpretationen reichen nicht mehr aus.

In der Kunst und Kultur ist dies nichts Neues. Von der Objektivität einer Sichtweise im naturwissenschaftlichen Sinn wird dort schon lange nicht mehr ausgegangen, sondern nur von nachvollziehbaren Deutungen. Poststrukturalistische und postmoderne Philosophien unterstützen diese Pluralisierung der Deutungen.

Die Kirchen in einer globalisierten Welt von heute benötigen das Wissen und die Interpretationen aus vielerlei Perspektiven. Dies radiert keineswegs den kontextuellen Standort der Theologie aus, sondern stellt den eigenen kulturellen und konfessionellen Kontext in einen weiteren Horizont. Dieser ist für mich die weltweite Ökumene. Seit mehr als zwei Jahren arbeite ich in Argentinien. Obwohl ich mich schon vorher in interkultureller und ökumenischer Theologie zu Hause fühlte, erlebe ich das, was die Befreiungstheologie den »epistemologischen Bruch« nennt. Die Konfrontation mit einer fremden, anderskulturellen Weltsicht und Lebensrealität lässt bisherige Gewissheiten als Einbildung oder zumindest als Engführung zerbrechen.

Das Kaleidoskop ist für mich deshalb vom Arbeitsinstrument zur Alltagsrealität geworden. Mir eröffnen sich Perspektiven, die ich so noch nicht gese-

hen, geschweige denn erahnt hatte. Was ich hier präsentiere, ist deshalb auch biographische Theologie. Ich spreche als Botschafterin zwischen zwei Welten, zwischen Norden und Süden.

1.1 Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft

Mein Anliegen ist, die Stimmen ins Zentrum zu stellen, die an den Rand gedrängt wurden und werden – und sich von ihnen verändern zu lassen. »Dezentrierung« nennt sich dies sowohl in der Befreiungstheologie als auch in der postmodernen Philosophie. Feministische Deutungen von der Kirche rücke ich vom Rand in die Mitte der Diskussionen. Das ist der erste Schritt. Ich möchte Ihnen dies anhand eines Bildes zeigen. Die südafrikanische Künstlerin Dina Cormick malt ihren Traum von der Kirche folgendermaßen:

Nicht mehr männlich und weiblich, nicht mehr weiß und schwarz, klein und groß, arm und reich, Sklave und Herr, europäisch und afrikanisch, indigen und europäisch-weiß, jüdisch und griechisch, katholisch und evangelisch, nicht mehr krank oder behindert, mit dem Virus oder ohne. Sondern in Gemeinschaft. Um den runden Tisch versammelt. Singend, betend, tanzend, ganz lebendig, mit Leib und Seele. Mit einer Phöbe in der Mitte – Gemeindeleiterin, Dienerin, Beschützerin, so wie Paulus seine Mitarbeiterin im Römerbrief nennt (Römer 16,1–2). Ein Traum mit den Farben rot wie das Leben und das Pfingstfeuer, gelb wie das Osterlicht, und blau wie das Wasser der Taufe. Gott wird gegenwärtig im Angesicht jedes Menschen. Überschreitet Barrieren, soziale, kulturelle, konfessionelle. Eine höhere Gerechtigkeit leuchtet auf. Dina Cormick malt ihren Traum von Kirche mit kräftigen Farben. Den Menschen Hoffnung geben, so lässt sich ihre Botschaft zusammenfassen.

Die Kirche ist für sie der Ort schlechthin, an dem der Glaube an die vermeintliche Unwürde von Menschengruppen überwunden werden kann – durch den Glauben an Gott. Die Geschlechterthematik betrifft jeden Menschen. Sie eignet sich als Ausgangspunkt, um jegliche Formen von Abwertung, Geringschätzung und Ausschluss von Menschen aus der Kirche und in der Welt zu kritisieren. Es geht um die »Macht der Würde«, wie es hier am Kirchentag treffend heißt. Deshalb gehe ich einen Schritt weiter. Es gilt, das ganze Spektrum der Geschlechterproblematik in den Blick zu nehmen.

1.2 Befreiungsorientierte postmoderne Dekonstruktion – die Mischung macht's

»Das Geschlecht, nicht die Religion, ist das Opium des Volkes«, schreibt der Anthropologe Erving Goffman. Geschlecht – darunter verstehe ich mit Judith Butler die Geschlechtsidentität, den Körper und die Sexualität. Jeder Mensch erlernt von Kind auf, sich entsprechend spezifischer Geschlechterstereotypen zu bewegen, zu sprechen, zu kleiden, ein sexuelles Verlangen zu haben und eine entsprechende Position in Gesellschaft einzunehmen, entweder als Frau oder Mann. Täglich schaffen Menschen diese Stereotypen neu, bewusst und

unbewusst. Sie sind in den Körper eingeschrieben. Sie sind in die Strukturen von Kirche und Gesellschaft eingelassen. Noch ein Zweites wird gelernt: Der Glauben an die vermeintliche Ungleichwertigkeit von Menschengruppen.

Gender ist also kein reines Frauenthema. Beide Geschlechter sind täglich Akteurinnen und Akteure ihres Geschlechts. Auch das Geschlecht der Männer ist keineswegs selbstverständlich. Die Zukunft der Theologie liegt darin, dass auch Männer kritisch reflektieren, wie im Christentum Männlichkeit stereotypisiert wird, welche Alternativen es hierzu gibt und wie sie die Geschlechterverhältnisse verändern können. Hier gibt es noch viel zu tun, die kritische Männertheologie steht zumindest im deutschsprachigen Umfeld noch am Anfang.

Ganz im Sinne des Kaleidoskops gehe ich deshalb in der Theologie mit einer doppelten Perspektive heran, mit einer befreiungstheologischen und der poststrukturalistischen Dekonstruktionsphilosophie. Mich zwischen beiden Ansätzen zu bewegen, ist das Spannende, da sie sich gegenseitig korrigieren und ergänzen. Einseitigkeiten und Engführungen lassen sich so ausbalancieren. Theoretisch vertiefen kann ich dies hier nicht, sondern nur knapp andeuten.

Der befreiungstheologische Blickwinkel auf die Kirche gibt existenziellen Erfahrungen Raum: Was sind die spezifischen Erfahrungen von Frauen und Männern mit ihrem Geschlecht, ihrem Körper und der Sexualität mit ihren Kirchen – insbesondere die Leidenserfahrungen. Was bedeuten sie für die Theologie der Kirche? Die dekonstruktivistische Perspektive ist ein Instrument, um Geschlecht, Körper und Sexualität in der Kirche und in der Gesellschaft radikal ideologiekritisch zu hinterfragen: Wie natürlich ist Frausein und Mannsein wirklich? Wer hat Interesse daran, dass es zwei eindeutige Geschlechter gibt? Welche Funktion hat die Zweigeschlechtlichkeit in Kirche und Gesellschaft? Weshalb macht es vielen Menschen Angst, zuzulassen, dass das Geschlecht eigentlich in vielen Graustufen existiert? Faktisch existieren die undenkbaren und unvorstellbaren Frauen und Männer bereits.

Theologisch stütze ich mich auf das Bilderverbot. Du sollst dir kein Bildnis machen, weder von dem, was im Himmel ist noch auf der Erde – weshalb wird dieses Gebot nicht beachtet? Viele Kirchen fixieren sich auf ein Bild von der Frau oder dem Mann. Währenddessen werden Menschen mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen geboren. Andere fühlen sich in ihrem Körpergeschlecht nicht wohl und wechseln es. Es sind alles Varianten des Menschseins, ein Teil der guten Schöpfung Gottes. Das Geheimnis Gottes ist, dass es diese Vielfalt des Menschseins gibt. Dies sind Bausteine einer Anthropologie, die das Geheimnisvolle, das Unabgeschlossene, Prozesshafte und das nicht völlig Verfügbare der menschlichen Existenz in den Vordergrund rückt. In Gottes Angesicht ist jede Person immer mehr als das, worauf soziale Normen sie festlegen.

Diese »Macht der Würde« zeigt sich am Körper. Der Körper ist ein geschlechtlicher. Und doch ist der Körper mehr als bloße Geschlechtlichkeit. Hier spüre ich die existenziellen Freuden, aber auch Armut, Erniedrigung und die Unwürde der Daseinsbedingungen. Gottes Gegenwart wird körperlich erfahren, und Gottes Schweigen und Abwesenheit körperlich erlitten. Der Körper ist deshalb Ausgangspunkt feministischer Theologien und neuerdings auch

befreiungsorientierter Männertheologien. Gott ist Mensch geworden, in einem menschlichen, geschlechtlichen und sexuellen Körper.

Für eine solche Inkarnationstheologie braucht es ebenfalls einen doppelten Körperbegriff: Den eigenen lebendigen Leib auf unverwechselbare Weise zu spüren, ist nicht einholbar. Letztlich weiß ich nie, wie meine Mitmenschen es erleben, in ihrem Leib zu sein. Das Leibempfinden wird durch Körperkonzepte überlagert, wie sie die Naturwissenschaft, Kultur, Gesellschaft und die Kirche entwerfen. Gemäß solchen Zuschreibungen nehme ich meinen Leib auf bestimmte Weise wahr, eben als weiblich oder männlich. Dies hat sich so in meinen Leib eingeschrieben, dass mir das natürlich erscheint. Habitus nennt Pierre Bourdieu dies.

Der Leib oder auch der Körper sind Orte, an denen die Geschlechterordnung reproduziert wird. Es kann sich aber genau hier auch Widerstand gegen dieselbe regen. Diese doppelte Perspektive auf den Leib und den Körper ist der neueren Körpersoziologie entlehnt. Von hier aus die Ekklesiologie zu interpretieren, ist die Herausforderung.

Diese Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft hat also eine zweifache Bewegung: Ich nehme Geschlechterdifferenzen verstärkt wahr, um sie dann zu überschreiten. Diese befreiungsorientierte Dekonstruktion haben beide Geschlechter nötig. Die Zukunft der Kirchen liegt darin, hier die befreiende und erlösende Botschaft des Evangeliums zu verkünden.

1.3 Genderdialoge als zweite Reformation der Kirchen

Aus reformatorischer Sicht – meinem Hintergrund – gehört dies zur sich fortwährend reformierenden Kirche (*ecclesia reformata semper reformanda*). Die Reformation ist in Bezug auf das Geschlechterverhältnis auf halbem Wege stehen geblieben. Die Reformatoren vertraten wohl das Priestertum aller Gläubigen, passten sich aber in Bezug auf Frauen an die für ihre Zeit geltende Ordnung an. Auch sie verfielen dem Opium einer natürlichen und göttlich bestimmten Geschlechterordnung. Eine zweite Reformation für die Kirchen steht für das 21. Jahrhundert an. Sie hat bereits begonnen. Der Schlüssel liegt für mich dabei auf Geschlechterdialogen zwischen Frauen und Männern, die auf vielfältige Weise ihre Körperlichkeit und Sexualität leben. Der Begriff *queer* hat sich dafür eingebürgert. Menschen, die querdenken.

Die spannenden Fragen kommen in Geschlechterdialogen besonders zum Vorschein: Ist es eben doch ein Unterschied, als Mutter schwanger zu werden und ein Kind zu gebären – oder als Vater ein Kind zu zeugen und die Geburt mitzuerleben? Oder nehme ich einfach gar nicht wahr, wie sehr mein Erleben, Mutter zu sein, von den Mütterlichkeitsmythen geformt ist? Feministisch-theologische Ansätze, die zum Beispiel ausgehend von weiblicher Gebärfahrung die Taufe deuten, sind ungeheuer wertvoll. Und doch müssen sie sich fragen lassen: Inwiefern wird implizit Väterlichkeit abgewertet und ein männlich-patriarchales Vaterkonzept vorausgesetzt? Ziehen sie sich nicht doch wieder auf ein biologisches Geschlecht zurück, wenn sie das Leben und die Neuschöpfung

allein als weiblich charakterisieren? Wie kann es dann je dazu kommen, von einer destruktiven Männlichkeit zu einer lebensfreundlichen zu kommen?

Dieses Beispiel stammt aus den Geschlechterdialogen, die meine Kolleginnen und Kollegen und ich im Netzwerk geschlechterbewusster Theologie (NGT) seit 2004 bereits führen. In diesen Dialogen zeigt sich immer wieder, wie sehr die Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit in Wechselwirkung zueinander stehen, in Abgrenzung zueinander entworfen werden – und fragwürdig werden.

1.4 Galater 3,28: Neuschöpfung durch die Taufe als hermeneutische Brille

Theologisch ist das Pauluswort in Galater 3,26–28 die Schlüsselstelle: »Denn alle, die ihr in den Messias hineingetauft seid, habt den Messias angezogen wie ein Kleid. Da ist nicht jüdisch noch griechisch, da ist nicht versklavt noch frei, da ist nicht mehr männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzig-einig im Messias Jesus.«

Anstatt diesem Vers die politische und ekklesiologische Spitze zu nehmen und zu spiritualisieren, gehe ich mit den feministischen und anderen Auslegungen davon aus: Der Vers hatte schon zu Paulus' Zeiten soziale Konsequenzen und dies gilt auch für die heutige Zeit. Galater 3,26–28 regt dazu an, die Theologie und die Kirche von der verheißenen Neuschöpfung in Christus her zu entwickeln. Paulus erhebt hier die Zugehörigkeit zu Christus (»in Christus«) zum Kriterium. Es ist nicht mehr die männliche Abstammungslinie vom Vater zum Sohn, die Vorordnung des Vaters vor den Sohn, des Mannes gegenüber der Frau und des Herren gegenüber den Sklaven. Der Gipfel ist, dass Paulus sich in Galater 4 selber als gebärende Mutter in Geburtswehen (Galater 4,19) beschreibt. Der gegenseitige Sklavendienst (Galater 6,2: einer trage des andern Last) richtet sich an alle, an beide Geschlechter. Das ist die perfekte Verwirrung jeglicher hierarchischer Ordnung!

Diese Neuschöpfung entsteht durch den Initiationsritus der Taufe, denn der Vers geht auf eine vorpaulinische Taufformel zurück. Menschliche soziale Ordnungen verlieren ihre Kraft in der Taufe. Ein Streiflicht auf eine weitere Achse der Trias: Nicht mehr Sklave noch Freier? In Argentinien ist dies sehr aktuell. Während es in der Millionenmetropole im Luxusviertel fast alles zu kaufen gibt, arbeiten die bolivianischen Immigrationsfamilien für wenige Cents von morgens 7 Uhr bis abends 23 Uhr in geheimen Textilwerkstätten. Im Drogenhandel und in der Prostitution sind die Körper von Mädchen und Frauen eine Ware. Menschenhandel. Alles Beispiele moderner Sklavenarbeit.

Hier verspricht Galater 3,26–28 in der Taufe einen neuen Horizont: Jedes Mal, wenn ein Kind oder Erwachsener getauft wird, bekräftigt die christliche Kirche das Geschenk Gottes: Jede Person ist vor Gott würdig. Mit der Taufe erneuert sie ihr Mandat, dass sämtliche scheinbar »natürliche« Bestimmungen nicht mehr gelten. Dies gilt auch für den geschlechtlichen Körper. Diese Sprengkraft der Taufe ist vor lauter Opium oft untergegangen.

2. Nicht mehr männlich und weiblich in den Kirchen

Von der Neuschöpfung her kreative Bilder von der Kirche zu entwerfen, ist die Aufgabe. Kreative Metaphern haben die Kraft, Gefühle anzuregen und Denkprozesse anzustoßen. Dies bestätigen neuere Metaphertheorien. Bis in die 1970-er Jahre galt die Metapher im Anschluss an Aristoteles lediglich als eine Verzierung der Sprache. Heute ist sich die Sprachforschung einig: Metaphern können in idealer Weise das nicht Fassbare durch Konkretes umschreiben. Eine kreative metaphorische Theologie kombiniert – mit Sallie McFague – Metaphern und Begriffe. Sie gibt dem freien Spiel der Imagination Raum, der Kraft der Phantasie, und darüber hinaus der Kraft der Interpretation.

In meiner Ekklesiologie entsprechen sich Form und Inhalt: Ich entwickle sie von der Neuschöpfung – von der Eschatologie – her mit kreativen Bildern. Geschlechterkonstruktionen und Hierarchien in traditionellen Metaphern hinterfrage ich kritisch. Traditionelle, oft gebrauchte Metaphern lassen in ihrer Wirkung nach, sie werden blass und erschöpft. Kreative Metaphern können so die Ekklesiologie wiederbeleben – eine Auferstehung.

Die Anregungen, aus denen ich schöpfe, sind auf der Grenze zwischen kirchenkritischen Bewegungen und der Wissenschaft entstanden. Dieses Sein auf der Grenze, wie Paul Tillich dies so schön ausgedrückt hat, erneuert die Kirchen und die Theologie. Der Geist weht, wo er will. Die göttliche *Ruah* lässt sich nicht auf die Mauern der Institution Kirche begrenzen. So bleibt die fruchtbare Spannung zwischen dem unberechenbaren Geisteswirken und der Institution, die Kontinuität herstellt, erhalten.

Diese kreative Neuschöpfung der Ekklesiologie durchzieht alle vier Dimensionen der Kirche (wie sie beispielsweise auch im Dokument der Leuenberger Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden). Erstens ist die Kirche die von Gott gestiftete inklusive Gemeinschaft. Die Tradition nennt dies *Koinonia*. Die Gemeinschaft zwischen Frauen und Männern steht hier besonders auf dem Spiel. Zweitens ist die Kirche der Ort, an dem in Worten, Gesten, Gesang und Ritualen das Leben vor Gottes Angesicht gebracht und gefeiert wird. Hier wird die Sehnsucht nach Erlösung ausgedrückt (bis hin zur Klage) und die frohe Botschaft verkündet. *Leiturgia* heißt dies in der Tradition. Drittens geht es um die *Martyria*, das prophetische und ethische Zeugnis der Kirche. Viertens gehört zur Kirche die Dimension der *Diakonia*, der Dienst an Gott und den Menschen, der die Leitungsverantwortung und das Teilen von Macht einschließt.

Diese vier Dimensionen *Koinonia*, *Leiturgia*, *Martyria* und *Diakonia* sollten in dynamischer Wechselwirkung stehen. Nur dann können sich die Kirchen aus der babylonischen Gefangenschaft des Geschlechts befreien. Die Basis hierfür ist die trinitarische Rede von Gott, Christus und die Geisteskraft. Lassen Sie mich wieder ins ökumenische Kaleidoskop blicken und jeweils zwei kulturell oder konfessionell verschiedene Perspektiven andeuten.

2.1 Inklusive Gemeinschaft sein (*Koinonia*)

Die Taufe ist die Grundlage für eine »inklusive Gemeinschaft« (Elisabeth Raiser). Dies war von Anfang an die ekklesiologische Vision feministischer Theologinnen in den USA und Europa. Ich baue diese Vision für beide Geschlechter aus. Die traditionelle Metapher »Leib Christi« rücke ich dadurch in ein neues Licht.

Sexismus ist strukturelle Sünde, sagte einst Rosemary Radford Ruether. Heute lautet die Diagnose: Die babylonische Gefangenschaft beider Geschlechter ist Sünde. Die Hoffnung liegt auf der erlösenden Gemeinschaft der Befreiung. Gottes befreiendes Handeln in der Geschichte, von den Propheten bis zu Jesus und dem Pfingstgeschehen, sperrt sich gegen einen Leib Christi, der ein männliches Haupt und die Kirche als weiblichen Körper suggeriert. Dieser Faden lässt sich mit Elisabeth Schüssler Fiorenza weiterspinnen. Mit ihr wird Ekklesiologie zur »*Ekklesia*-logie«. Kirche ist eine *ekklesia of wo/men*, die Versammlung gleichgestellter Bürger und Bürgerinnen; ein Raum, in dem kontrovers debattiert wird und gemeinsam Entscheidungen gefällt werden, in dem sich Frauen und Männer gegenseitig anerkennen. Die Kirche wird so zur Nachfolgegemeinschaft von Gleichgestellten. Mit Elizabeth Johnson weitet sich die befreiende jesuanische Perspektive zur trinitarischen.

Die Gemeinschaft der Heiligen, wie es im Glaubensbekenntnis heißt, wird bei ihr zur Gemeinschaft der Freundinnen und Prophetinnen Gottes. Gestiftet wird diese Gemeinschaft durch Gottes Freundschaft mit der Welt. Gott steht in gegenseitiger Beziehung zu allen lebenden Kreaturen und »befreundet« alles durch göttliches Mitgefühl. Gegenseitiges Mitgefühl und anwaltliche Prophetinnenschaft gegen Ungerechtigkeit sind der Kern der inklusiven Gemeinschaft. Johnson deutet Gott von der Figur der Weisheit in Weisheit Salomo 7,27 her. Ich lese Vers 24–27: »Die Weisheit ist beweglicher als alle Bewegung, in ihrer Reinheit durchzieht und durchdringt sie alles. Sie ist ein Hauch aus der Macht der Gottheit, eine reine Ausstrahlung der allmächtigen Herrlichkeit, deshalb kann nichts Unreines in sie eindringen. Sie ist ein Widerschein ewigen Lichts, ein fleckenloser Spiegel des Wirkens der Gottheit und ein Bild ihrer Güte. Sie ist nur eine und vermag doch alles, sie bleibt, was sie ist, und erneuert doch alles. Von Generation zu Generation tritt sie in heilige Menschen ein und macht sie zu Freundinnen und Freunden Gottes, und zu ihren Prophetinnen und Propheten.«

Kirche als Gefährtnengemeinschaft der Weisheit. Verdrängte und vergessene Bilder Gottes, die kulturell als weiblich angesehen werden, lassen sich hier entdecken. So gewinnt die Trinität ein weibliches Antlitz mit der Mutter Weisheit, Jesus als Sohn der Weisheit und der Geisteskraft der Weisheit. Durch diese weiblichen Konnotationen erschließt Johnson die Vielfalt der Bilder von Gott. Ihr Plädoyer ist, die Unmöglichkeit, menschlich von Gott zu sprechen, immer im Bewusstsein zu haben. Ich möchte dies noch weiter entfalten.

2.2 Gottes Möglichkeiten Raum lassen

Gott ist immer größer und weiter als alle menschlichen Bilder. Jegliche Gottesrede fängt nur Facetten des Geheimnisses Gottes ein. So verzerren einseitig männliche Gottesbilder das Geheimnis Gottes. Sie legitimieren männliche Vorherrschaft. Vergötzung, so nannte dies einst Martin Luther in der Auslegung des 1. Gebots im Großen Katechismus. Ich möchte hier auf zweierlei Weise argumentieren.

Erstens ist dies ein barthianischer Ansatz: Gott bleibt der, die, das Andere, in Begegnung mit uns. Deshalb ist es so wichtig, verweiblichende biblische Gottesbilder aus der Vergessenheit zu reaktivieren. Aber auch sie bleiben immer relativ. Gott lässt sich nicht auf menschliche Geschlechterprojektionen festlegen, und schon gar nicht auf unsere Kategorien von weiblich und männlich. Gottes *gender* entsteht im Auge der Betrachtenden, so hat Gerlinde Baumann diesen dynamischen Prozess beschrieben: Die alttestamentliche Körpermetaphorik lässt vieles offen, legt nicht eindeutig Gottes Geschlecht fest. Bei Gisela Matthiae eröffnet die Metapher der Clownin diesen »Möglichkeitsraum Gottes«. Dieses Werden von Geschlecht, das sich Verändern und wieder neu Formieren ist eine prozesshafte, dynamische Gottesvorstellung, die die Relativität jeglicher Bilder ernst nimmt. Gott ist nicht auf die heilige Familie fixiert, auf Vater, Sohn und ein amorphes Drittes, sondern übertrifft jegliche Gottesvorstellungen und Geschlechterbilder. Weibliche oder männliche Bilder wie die Weisheit, die Mutter, die Hebamme, der zärtliche Vater, der verlässliche Freund, die gerechte Richterin oder die Quelle des Lebens, sind lediglich Annäherungen. Es sind Facetten des Gottesgeheimnisses.

Zweitens führt mich auch die Stärkung der Geisttheologie dorthin. Gottes Geist, die *Ruah*, ist nicht nur Schöpferkraft, sondern wirkt in »emergenten Prozessen« als Geist der Gerechtigkeit, wie Michael Welker dies nennt: Sie greift für Benachteiligte ein, sie kritisiert imperiale Monokulturen, sie schafft solidarische Gemeinschaft, sie überschreitet die Ordnung der Welt. Sie ist Geist-Ruah der Geschlechtergerechtigkeit. Der zentrale biblische Text ist Joel 3,1, der am Pfingstwunder wieder aufgenommen wird: »Danach wird es geschehen, dass ich meine Geisteskraft auf alles Fleisch ausgieße. Eure Söhne und Töchter werden prophetisch reden, eure Alten werden Träume träumen und eure jungen Leute Visionen haben. Auch über die Sklaven und Sklavinnen werde ich in jenen Tagen meine Geisteskraft gießen.«

Von hier aus gelange ich, wie viele Theologinnen und Theologen derzeit, zu einer Wiederbelebung des Trinitätsgedankens, insbesondere des altkirchlichen, in der Ostkirche vertrauten Denkmodells der Perichorese. Die drei Personen der göttlichen Dreifaltigkeit stehen in einer gegenseitigen und wechselseitigen Beziehung, eben nicht in einer Pyramide mit Gottvater ganz oben. Diese gleichwertige Gegenseitigkeit eröffnet Raum für eine Geschlechtspluralität in Gott selber, vorstellbar als immerwährender Tanz oder Spiel zwischen göttlichen Attributen. Von uns Menschen wurden und werden sie dem Weiblichen

oder Männlichen zugeordnet, aber in Gott sind sie transzendent. Diese Beziehungsdynamik ist geschlechtertranszendent, wie ich gerne sage.

Gottes Wirken und Sein übertrifft alle menschlichen soziokulturellen, biologischen und historischen Ordnungen. Deshalb ist es so wichtig, sich theologisch vom Ordnungsdenken loszulösen, von dem auch große reformatorische Theologen wie Martin Luther oder Karl Barth, nicht frei waren – freilich im Kontext ihrer Zeit. Gott tritt in Begegnung mit uns, und nimmt uns in diese Dynamik mit, unsere engen menschlichen Kategorien zu überschreiten. Aufgrund dieses Gottesgeschehens lässt sich mit Elizabeth Johnson sagen: Der perichoretische Tanz in Gott selber bildet sich in der Kirche ab. Die Kirche ist eine Gemeinschaft mit, in, unter und durch die Weisheit Gottes. Die Kirche ist ein fünffaches Beziehungsnetz, ein Netzwerk: Erstens zwischen Gott und Frauen und Männern, zweitens zwischen den Lebenden und den Toten, drittens in den sozialen Beziehungen, viertens zu besonderen, herausragenden heiligen Menschen, und fünftens in der Beziehung mit der Schöpfung.

Christus ist innerhalb dieses Beziehungsnetzes nicht geschlechtsgebunden anwesend. Mit den Worten von Natalie K. Watson: »Christi Präsenz, das bedeutet für Frauen und Männer, dass sie füreinander christusähnlich werden«. Die besondere Qualität der Beziehungen macht Christus gegenwärtig. »Füreinander christusähnlich« werden, dies beinhaltet auch die Überwindung von Gewalt.

2.3 Im Haus Gottes Gewalt überwinden (*Martyria*)

Afrikanische und lateinamerikanische Theologinnen setzen hier ihren Akzent. Die Welt gleicht einem Haus Gottes, oder einem Haushalt Gottes. Hier brennt das »Herd-Feuer« (*hearth-hold* auf Englisch) Christi. Biblische Inspirationen finden sie im Haushalt der Hagar, der Martha, der Maria und des Lazarus, der Lydia, aber auch der frühen Gemeinschaft in Jerusalem (Apostelgeschichte 2).

Am Herdfeuer im Haus Gottes ist das Zentrum des Lebens. Es sind die Frauen, die an der offenen Feuerstelle kochen, die Familie ernähren, die Kinder versorgen, die Alten und die Aidskranken pflegen. Sie sichern das Überleben der Gemeinschaft. Dieses Alltagsbild wird zur Metapher für die Kirche. Sie soll ein »Herdfeuer des Lebens im Haus Gottes« sein. Das Haus Gottes im weltweiten ökumenischen Horizont umfasst die ganze Menschheit, bis hin zur natürlichen Schöpfung. Im oberen Stockwerk wohnen die gut situierten, wohlhabenden Nationen. Sie können das Haus mit dem Flugzeug und Hubschrauber verlassen. Die unteren Stockwerke sind immer wieder überflutet, Krankheiten breiten sich aus, die Menschen flüchten ... Das Haus Gottes ist von struktureller Gewalt bedroht, ausgelöst durch das globalisierte Weltwirtschaftssystem. Geschlechtsgebundene Gewalt ist damit verwoben. Hier betonen die Afrikanerinnen: Männergewalt gegen Frauen bedroht die Menschengemeinschaft als Ganze, und sie existiert auch in den Kirchen. Dies wird gerne in den Kirchen negiert.

Das »Bündnis des Schweigens« über die Männergewalt an Frauen in Gesell-

schaft und Kirche zu brechen, heißt, als Kirche Haus des Lebens zu werden. Ökofeministische Befreiungstheologien aus Lateinamerika gehen noch einen Schritt weiter. Sie erinnern nicht nur an das Wächteramt der Kirchen über verletzte und leidende Frauenkörper, sondern auch an die Anwaltschaft für die bedrohte natürliche Schöpfung. Letztlich leben wir alle unter einem Dach, auch wenn die Bewohner und Bewohnerinnen in den oberen Stockwerken die gegenseitige Abhängigkeit nicht wahrhaben wollen – die Welt ist ein Ökosystem. Damit dieses Haus überlebt, braucht es das Zeugnis der Kirchen: Keine illegitime Gewalt im Haus Gottes, Abbau der Kultur der Gewalt und des christlichen Anthropozentrismus. Wie sich symbolische, kulturelle, ökonomische und geschlechtsgebundene Formen der Gewalt untereinander verkreuzen, ist besonders krass unter den Ureinwohnern, den Indígenas Lateinamerikas zu spüren. Das prophetische Zeugnis der Kirchen, die *Martyria*, ist, diese Gewaltspiralen zu unterbrechen. Gewaltanwendung ist Teil männlicher Sozialisierung, wie die soziologische Männerforschung feststellt. Den Mantel des Schweigens über die Komplizenschaft von Männern und auch von Frauen an allen Formen der Gewalt zu lüften, ist das prophetische Mandat der Kirchen. Die Hoffnung liegt darin, die Beziehungen zum menschlichen Gegenüber und zur Natur an einer Ethik der Fürsorge für alles Lebende auszurichten. Von der Hausmetaphorik gehe ich über zur Tischmetaphorik.

2.4 Am Tisch Macht und Leitung miteinander teilen (*Diakonia*)

Diakonie bedeutet ursprünglich Tischdienst, niedrige Versorgungsarbeiten, die eines Mannes unwürdig sind. Christologisch charakterisiert sich Jesus selbst als Tischdiener (Markus 10,45) und durchkreuzt damit hierarchische Vorstellungen von Männlichkeit.

Letty Russell symbolisiert dies in ihrer feministischen Ekklesiologie aus reformierter Sicht durch die Metapher des runden Tisches, der bei ihr auch zum Küchentisch, zum Altartisch wird: Autorität und Leitungsverantwortung übertragen die Tischmitglieder untereinander, nicht von oben nach unten. Macht bedeutet Ermächtigung anderer. Das Fundament dieser Ämtertheologie ist das reformatorische Priestertum aller Gläubigen, allerdings radikal auf geschlechtliche und andere soziale Barrieren in der sichtbaren Kirche bezogen.

Orthodoxe Theologinnen argumentieren auf beeindruckende Weise innerhalb ihrer konfessionellen orthodoxen Tradition. Sie machen darauf aufmerksam, wie ambivalent die Hochschätzung weiblicher Metaphorik ist. In der orthodoxen Ekklesiologie wird als Absage an die Frauenordination gerne eine männliche Typologie aufgestellt: Sie reicht von Adam, über den Logos, Christus, das Haupt, dem Priester zum Mann. Ein Rollentausch mit der weiblichen ist nicht möglich: Diese besteht aus Eva, Heiligem Geist, Maria, dem Leib, der Kirche und der Frau. Solcher Geschlechterdualismus verhindert die Diakonie, das heißt am Tisch Macht und Leitung zu teilen. Auch in den Kirchen, die die Frauenordination kennen, ist es nach wie vor eine Herausforderung, in der Praxis subtile Geschlechterstereotypen zu überwinden. Ähnliches lässt sich

auch von den Bewegungen der Frauenkirchen und der Männerspiritualität lernen: Die meisten Kirchen sind durch einen starken Geschlechterdualismus gekennzeichnet.

2.5 Mit dem Körper und allen Sinnen feiern (*Leiturgia*)

Die Kirchen sind in Leitungspositionen männerdominant und meist an ihrer Basis und in ihrer Religiosität feminisiert, und zwar in traditionell weiblichen Mustern. Sich emanzipierende Frauen und Männer ziehen aus diesen Kirchen aus. Sie finden hier keine Herberge. Deshalb entwickeln Frauen feministische eigene Liturgien und Rituale; manche Männer suchen nach eigenen, körperlich-sinnlichen Männerspiritualitäten – beides in Europa und den USA. Die Kirche der Zukunft hat hier die Aufgabe, als intermediärer Raum zu dienen: Als Raum der Vermittlung zwischen der christlichen Tradition und gesellschaftlich veränderter Geschlechterbeziehungen.

Die Kirchen sind gefragt als Passageräume, als Orte, in denen Männer aus der Einseitigkeit und den Zurichtungen der Geschlechterordnung ausbrechen und eigene Formen von Spiritualität entwickeln können. Es braucht spirituelle Räume als Orte der Unterbrechung des Alltags, in der lebensverträgliche Männlichkeiten entworfen und der Körper, die Gefühle, der Wert von Beziehungen entdeckt werden können; wo der halbierte Berufs-Mann zur Fülle des Lebens befreit wird, wo Männlichkeiten konstruktiv werden, zum Trotz gegenüber hegemonialen, dominanten und klerikalen Mustern. Spezifische männliche Lebensmuster lösen sich bereits von männlichen Körpern. Die leistungsorientierte, rücksichtslose Marktgesellschaft zwingt diese Muster Frauen ebenfalls auf. Genderdialoge sind hier eminent wichtig. Geschlechtsgetrennte Bereiche sind keineswegs überflüssig, aber die Zukunft liegt in Emanzipationsbündnissen.

3. Eine etwas andere Ökumenisierung

Abschließen möchte ich diese Bausteine zu Ekklesiologie und Geschlecht im ökumenischen Horizont mit folgendem Votum: Geschlechterthematik führt in der Konferenzökumene zu Spaltungen. Aber sie lässt gleichzeitig eine etwas andere Ökumenisierung entstehen. Die Ökumene braucht die Geschlechterperspektiven, um eine wirklich inklusive Kirche zu werden, und die Geschlechterthematik benötigt den weltweiten ökumenischen Horizont. Nur gemeinsam können wir Kirche sein. »Ich wage zu glauben an Gottes eigenen Traum, an eine neue Erde, auf der Gerechtigkeit herrscht, unter einem neuen Himmel« (Glaubensbekenntnis aus Südamerika).